

Zeitschrift:	Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber:	Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band:	76 (2005)
Heft:	10
Artikel:	Diplomarbeit : Kontaktpflege und Akzeptanz fördern zwischen Jung und Alt : "Wir hätten uns so viel zu sagen und zu geben"
Autor:	Ritter, Erika / Renggli-Bütler, Susanne
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-805269

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Diplomarbeit: Kontaktpflege und Akzeptanz fördern zwischen Jung und Alt

«Wir hätten uns so viel zu sagen und zu geben»

■ Erika Ritter

Als «ZusammenSpiel» bezeichnete Susanne Renggli-Bütler ihr Praxisprojekt in der Ausbildung zur Betagtenbetreuerin an der Kantonalen Schule für Berufsbildung in Aarau. Ihr ging es darum, aufzuzeigen, dass sich Kinder und Hochbetagte sehr wohl auf einer positiven Ebene begegnen können, auch wenn die Kommunikation teilweise nur noch nonverbal stattfindet.

■ Frau Renggli, mit ihrem Praxisprojekt «ZusammenSpiel» wollten Sie im Altersheim Golatti in Aarau ein Angebot schaffen für Bewohnerinnen und Bewohner, die sehr stark abgebaut haben und den ganzen Tag über Betreuung benötigen. Ihre Idee war es, Kinder mit einzubeziehen und so einen Kontakt zu schaffen zwischen Hochbetagten und Jungen. Gemäss Heim-Leitbild gingen Sie dabei von der Vorgabe aus, eine qualitativ gute Pflege und Betreuung mit möglichst wenig Bevormundung zu leisten. Wie ist das zu verstehen?

Susanne Renggli: Das heisst, dass wir alle als mündige Menschen anerkennen und dementsprechend den Umgang mit ihnen gestalten. Für mein Praxisprojekt bedeutete dies, dass sowohl die beteiligten Betagten wie die Kinder sich auf freiwilliger Basis für eine Teilnahme an der geplanten Begegnung entscheiden sollten. Die von mir ausgewählte Bewohnerinnen-Gruppe – Männer hatte es auf dieser Altersstufe keine dabei – umfasste die am stärksten auf Betreuung angewiesenen

Betagten in unserem Heim. Ihre Einschränkungen waren sehr unterschiedlich und meist vielfältig: Sie reichten von Gehörlosigkeit über Sprachstörungen bis zur Gehunfähigkeit. Die noch vorhandenen Ressourcen waren so gering, dass eine Gruppenaktivität für eine einzelne Betreuungsperson nicht mehr möglich war. Die daraus resultierende Resignation des Personals zur Aktivierung war für mich eine deprimierende Erfahrung. Anderseits hatte ich immer wieder die Beobachtung gemacht, wie positiv gerade diese betagten Frauen auf den Anblick von Kindern im Haus reagierten. Kinder und der Umgang mit ihnen, dies gehört zu ihrer Biografie als Mütter und Grossmütter und bildet daher ein grosses Stück des eigenen Lebens. Kinder vermögen in jedem Alter andere anzusprechen und Freude zu bereiten. Von dieser Grundlage aus wollte ich die Akzeptanz und den Kontakt zwischen den beiden Gruppen fördern.

■ Sie brachten von Ihren früheren Tätigkeiten her viel Erfahrung mit Kindern mit.

Renggli: Ja, auch mit behinderten Kindern, Erwachsenen und andern Menschen aus Randgruppen. Ich ging von der Überzeugung aus, dass Jung und Alt ein Interesse aneinander haben und voneinander profitieren können. Die Kinder wollen wissen, wie es früher war. Natürlich gibt es auch Momente, wo besonders Hochbetagte sich von Kindern und ihrer Lebhaftigkeit überfordert fühlen und nach Ruhe

und Rückzug verlangen, wo Kinder als Störenfriede empfunden werden. Die Störtoleranz ist nicht so breit. Viele Betagte besitzen aus ihrer eigenen Jugendzeit noch ein fixes Bild, wie ein Kind sein soll. Daher ja auch die Vorgabe der beidseitigen Freiwilligkeit. Bei den Kindern habe ich viel Akzeptanz den Betagten gegenüber gefunden. Während der Projektarbeit wunderte ich mich immer wieder über den ungezwungenen Umgang der Kinder mit den doch sehr handicapier-ten Frauen. Bei uns im Heim fand ich wenig bis gar keine Berührungs-momente zwischen den Generationen, obwohl im Haus ein Mittagstisch für Schüler eingerichtet ist und rege besucht wird. Kinder und Heimbewoh-nende bleiben dabei räumlich getrennt und unter sich. Die wenigen Begegnun-gen zwischen den Generationen finden bei Besuchen von Angehörigen statt oder wenn Kinder von Angestellten im Haus weilen.

■ Ihr Ziel war es nun, alle zwei Wochen einen Aktivierungsnachmittag zu gestalten mit Spiel, Spass, kreativem Gestalten und Bewegung bei gleichzeiti-ger individueller Betreuung der Kinder und der Bewohnerinnen.

Reggeli: Das war, wie die Erfahrung zeigte, zu hoch gegriffen. Ich ging von mehreren kleinen Gruppen aus mit einer grösseren Selbständigkeit. Die Erfahrung hat mich eines anderen belehrt. Der Anstoss zum Einbezug der Kinder in einen Aktivierungsnachmit-tag ging von einem einzelnen Kind

aus, das im Heim immer wieder eine bestimmte Bezugsperson besuchte und ihr vorlas. Nach einer entsprechenden Kontaktnahme mit der Mutter des Mädchens erklärte sich dieses sofort bereit, am Projekt mitzumachen. Der weitere Weg führte über einen mir bekannten Lehrer. Er hatte mit den später anwesenden Kindern jedoch nichts zu tun. Er beriet mich bei der Projektvorbereitung. In einer späteren

Phase erfolgte der Einbezug der Klassenlehrerin von Jeanine, welche einen Flyer verteilte und für das Projekt in der Klasse warb. Es musste auch ein Gesuch an die Schulpflege gestellt werden, welche ebenfalls grünes Licht erteilte.

■ *Es waren denn auch zwei Drittklass-Mädchen, welche sich für den Nachmittag im Heim meldeten.*



Betagte entwickeln Fähigkeiten, die längst vergessen schienen.

Fotos: Susanne Renggli-Bütler

Renggli: Bewusst suchte ich nicht nach älteren Kindern oder Jugendlichen, um einem «Missbrauch» in Richtung Freiwilligenarbeit vorzubeugen. Gerade bei älteren Kindern hätte die Gefahr bestanden, sie zu weiterführenden Handreichungen zu animieren. Die Kinder sollten gezielt nur auf die Projektarbeit bezogen im Heim anwesend sein und nicht als Mithilfe in Pflege und Betreuung. Wie schnell erfolgt bei älteren Kindern und Jugendlichen der Anstoß von aussen: «Könntest du nicht rasch...?» «Würdest du...?» Was wiederum den Eindruck vermittelt: Ich muss ins Heim. Sie brauchen mich. Die Teilnahme am Aktivierungsnachmittag sollte immer freiwillig sein und aus Lust und Freude heraus erfolgen. Eine Absage war immer möglich. Wir wählten auch Spiele und gemeinsame Arbeiten aus, die weder bei den Kindern noch bei den Betagten einen Leistungsdruck verursachten. Das Resultat eines Nachmittags sollte nicht von den Fertigkeiten der einzelnen Person abhängig sein.

■ *Doch Ihre Bewohnerinnen spielten plötzlich wieder mit dem Ball...*

Renggli: Das war so schön, wie sich die Betagten von den Kindern animieren liessen und Fähigkeiten entwickelten, die längst vergessen schienen. Unter den hochbetagten Bewohnerinnen ist häufig ein Kontaktmangel zu beobachten. Jetzt nahmen sie plötzlich Notiz voneinander. Mit Hilfe der Brückenfunktion der Kinder begannen sie, untereinander wieder zu kommunizieren. Das waren Glanzlichter für mich. Es gab aber auch Stunden, in denen sie sich einfach aufs Zuschauen beschränkten und nur mit einem Lächeln, mit blossem Zuschauen ihr Interesse bekundeten. Ich bin in meinen Ansprüchen während der Projektarbeit bescheiden geworden und habe begriffen, dass zuschauen, einfach dasitzen und lächeln auch eine Aktivierung sein kann. Bescheidenheit



Gerade betagte Frauen reagieren auf Kinder positiv und Jung und Alt können voneinander profitieren.

und Flexibilität! Auf die Kinder konnte ich mich verlassen. Ja oder Nein; ich komme, oder ich komme nicht. Doch bei den Bewohnerinnen war von Nachmittag zu Nachmittag unbestimmt, wer daran teilnehmen würde. Besuche, andere Aktivierungen oder Therapien, vor allem aber auch der gesundheitliche Zustand der einzelnen Personen spielten dabei eine entscheidende Rolle. Es sind denn auch während der Projektphase zwei beteiligte Frauen gestorben.

■ Wie sind die Kinder damit umgegangen?

Renggli: Erstaunlich gut. Aber die Begleitung der Kinder war wichtig. Das Gespräch über das Sterben und den Tod, nach einem Sturz mit Beinbruch ein letzter Besuch der betreffenden Frau im Krankenzimmer, das Gespräch mit der Mutter. Da war ich froh, dass sich nur zwei Kinder am Projekt beteiligten und eine Begleitung einzeln möglich war. Auch vermittelte ihnen der Abstand von zwei Wochen zwischen den Begegnungen die Möglichkeit zur Distanz. Wie auch die Schul-

ferien. Das war gut so. Die Kinder haben die Todesfälle akzeptiert und sich damit abgefunden. Ein wöchentliches Treffen hätte zu bedeutend mehr Nähe und damit beim Tod zu Schmerzen geführt. Die Kinder haben ihrerseits eine grosse Erfahrung im Sozialbereich gemacht. Aber es war ihnen immer bewusst, dass sie sich jederzeit aus dem Projekt zurückziehen konnten.

■ Die beiden Mädchen hatten anfangs Spannungen untereinander. Wie ist das zu verstehen?

Renggli: Ja, anfangs bestand eine leichte Rivalität. Auch zwischen ihnen lief ein Prozess ab. «Diese Frau hat dir mehr zugelächelt als mir und so...» «Jetzt kannst du schon wieder den Rollstuhl stossen und ich nicht...» Der Streit eskalierte, und die eine Mutter rief mich an. Ich merkte, dass ich die Bedürfnisse der Kinder noch mehr beachten musste. Sie brauchten viel Anleitung, aber auch Anerkennung und einen gewissen Freiraum. In der Folge versuchte ich sie immer wieder in Entscheidungen, vor allem bezüg-

lich des Programms, mit einzubeziehen. Ich bestand aber auf Absprache zwischen den beiden und auf gemeinsame Entscheide. Dann zogen sie am selben Strick, wurden dicke Freundinnen und wollten alles gemeinsam machen.

■ Was hat die Mädchen motiviert, beim Projekt mitzumachen?

Renggli: Ihre Motivation zum Mittun kann ich nicht genau ausmachen. Wie gesagt, eines der Mädchen kam vorher schon ins Heim und las einer bestimmten Frau vor. Ich denke, dass die kurzen Aufsätze der Kinder Hinweise geben. Die beiden hatten es nicht nötig, mit ihrem Besuch im Heim irgendjemandem irgendetwas zu beweisen. Sie waren in der Schule und in ihrem familiären und sozialen Umfeld voll integriert und akzeptiert. Nach meinen Beobachtungen lag die Bereitschaft zum Mitmachen in der psychischen Struktur der beiden Kinder.

■ Alt und Jung haben sich von Anfang an verstanden?

Renggli: Ich habe mich anfangs immer wieder gefragt, ob es mir gelingen wird, Alt und Jung zusammenzubringen, fehlte doch auf der einen Seite die Kommunikationsfähigkeit fast gänzlich. Sicher, mit einer Gruppe von selbständigeren Bewohnerinnen wäre es einfacher und wahrscheinlich auch erfolgreicher gewesen. Aber das wars nicht. Der Aktivierungsnachmittag war gezielt für die Schwächsten gedacht. Vielleicht habe ich mit dem Begriff «Kontaktpflege» zu hoch gegriffen, wie ich überhaupt meine anfänglichen Erwartungen zurückstecken musste. Ein oder zwei Kinder, nur wenige Frauen, keine hohen Ziele und Erwartungen an greifbare Ergebnisse – so liess sich ein Nachmittag gestalten. Und immer wieder angepasst an die jeweilige Gruppe mit ihren momentanen Ressourcen, Gefühlen, Stimmungen und Möglichkeiten. Ich glaubte, erst etwas finden zu müssen, was die

Betagten tun können und auch mit einer gewissen Begeisterung tun. Ein Ergebnis zu erzielen. «Sie sollten es doch wenigstens versuchen», sagte ich ihnen oft. Später begann ich diese Ansprüche zu hinterfragen. An jedem der Nachmittage stellte ich fest, dass die Bewohnerinnen grosse Freude am Besuch der Kinder hatten. Dass sie zufrieden waren und die Abwechslung, die Lebhaftigkeit und das Zusammensein schätzten. Dass sie oft wacher und präsenter waren, als wir es im Alltag von ihnen gewohnt waren. Ihnen war nicht besonders wichtig, was genau wir heute tun werden. Für sie war wichtig, dass wir hier zusammen waren. Sie genossen es, einmal im Mittelpunkt zu stehen. Ihre direkte Einflussnahme bestand in der Freundlichkeit und dem Interesse, das sie den Kindern entgegenbrachten. Diese Erkenntnis machte mich ruhiger. Ich hörte auf, von den Bewohnerinnen ein Mitmachen zu erwarten und begnügte mich mit ihrem Dasein. So wurde die Gruppe und damit auch die ganze Atmosphäre ruhiger. Und wenn die Betagten den Mut und den Antrieb fanden, einen Pinsel in die Hand zu nehmen, einen Würfel zu werfen oder einen Ball zu stossen, dann war das doppelt schön. Eine derartige Aktivierung kann gemäss meiner Erfahrung nur im kleinen Rahmen stattfinden. Von mir verlangte es eine ständige Gesprächsbereitschaft mit den Kindern und eine Vertrauensbasis zu ihnen.

Sie haben viel Zeit in das Projekt investiert.

Renggli: Ja. Heute würde ich ein solches Projekt nur noch in Angriff nehmen, wenn es in einem Team erarbeitet und durchgeführt werden könnte. Wie gerne hätte ich jeweils nach dem Treffen mit jemandem darüber gesprochen, ein Feedback gehabt. So habe ich meine ganzen Eindrücke und Überlegungen jeweils unmittelbar nachher in einem Tagebuch festgehalten, welches ich in die schriftliche

«Die Erfahrungen eines Kindes im Altersheim»

Jris Schürch

«Jeden zweiten Mittwoch treffen wir uns im Altersheim, mit mir kommt noch Jeanine. Im Sommer sassen wir oft draussen, ausser wenn es regnete. Alles hat so angefangen: Mein Bruder machte mal einen Mist, dadurch musste er etwas machen, er konnte aussuchen: Zum Beispiel ins Altersheim vorlesen gehen, oder dem Abwart helfen. Es war auch noch das Schulhaus putzen. Als er das zu Hause sagte, wollte ich von da an immer ins Altersheim vorlesen gehen. Meine Mutter telefonierte ins Altersheim, ob ich das machen dürfte. Sie meinten zuerst, ich sei zu jung. Schlussendlich konnte ich gleich vorlesen gehen. Ich freute mich sehr: An einem Freitag konnte ich zuerst ins Altersheim gehen. Ich durfte Frau Schwarz vorlesen. Sie hatte sehr Freude. Wir machten immer Termine ab. Im Sommer ging es ihr sehr schlecht. Schlussendlich starb sie leider. Vorher leutete bei uns mal das Telefon und meine Mutter sagte mir schlussendlich, dass ich wenn ich will an einen Spielnachmittag kann. Meine Mutter sagte natürlich, dass ich will. Das erste mal war ich allein also von den Kindern. Ich lernte Susann kenn und am Anfang sagte ich Susann immer Frau Renggli. Ich freute mich jedes mal. Einmal machten wir Sandbilder. Wir machten auch schon einen Goulasch. Bis jetzt war alles immer sehr gut. Wir machen oft Spiele mit Frau Minder. Die Spiele machen macht sehr Spass. Wir gewannen fast immer. Sie würfelt immer. Jeanine kenne ich von der Jugi. Frau Minder ist stumm und leider hört sie nichts. Ich finde Frau Minder sehr nett. Frau Klein hat immer ein Plüschtier dabei.»

Projektarbeit zum Diplomabschluss integriert habe. Meiner Erfahrung nach müssten alle Bereiche eines Heims integriert sein: Aktivierung, Pflege und Betreuung sind angesprochen. Gerade in einem solchen Projekt lernen sich der Bewohner, die Bewohnerin und ihre Bezugsperson im Heim von einer anderen, umfassenderen Seite her kennen. Ich glaube, viele unserer Mitarbeitenden waren erstaunt, dass es möglich war, mit diesen Bewohnerinnen angeregte Nachmittage zu verbringen. Die Frage «Was machsch de du mit dene?» kam immer öfter. Oder es passierte, dass sich Pflegende zu uns setzten und beobachteten oder gar mitspielten. Die regelmässige Aktivierung zeigte vielleicht erst auf, dass auch diese Menschen noch das Bedürfnis nach einer Freizeitbeschäftigung und Anregung haben. Wenn die Pflegenden in Zukunft etwas unbefangener mit den allerschwächsten unserer Bewohnerinnen und deren Freizeitgestaltung umgehen

können, wäre das doch eine Veränderung, die den Bewohnerinnen zugute kommen würde. Diese Dreheit von Aktivierung, Pflege und Betreuung macht ja auch den Beruf der Betagtenbetreuerin so interessant. Nicht aufsplitten, nicht nur die pflegerische, sondern auch die soziale Komponente mit einbeziehen. Nicht einfach nach der Ausbildung oben stehen und sagen, was gemacht werden muss, sondern mit den Bewohnerinnen aktiv sein. Ich bin sicher, dass es noch andere Möglichkeiten gibt – gerade in einem Altersheim –, die Generationen zusammenzuführen, oder einander zumindest näher zu bringen. Und damit meine ich nicht nur die jüngste und die älteste Generation. Ich könnte mir heute auch einen Begegnungstag mit Angehörigen vorstellen. Sei dies bei betagten oder bei behinderten Menschen im Heim. Es ist doch so schade, dass im Grunde jeder irgendwo in einem Ghetto lebt. Wir hätten uns so viel zu sagen und zu geben.